

«Da fliegen auch mal Kugeln»

Die deutsche Musikmanagerin Eva Ries hat den legendären Wu-Tang Clan weltberühmt gemacht. Hier spricht sie über den Reiz, bei der «unwoksten Truppe der Welt» zu arbeiten.

Benjamin Bögli

Eva Ries: Wu-Tang is forever.
Im engsten Kreis der grössten Band der Welt.
Benevento. 240 S., Fr. 39.90

«Evil-E – Eva Ries und der Wu-Tang Clan»:
ab 16. September in der ARD Mediathek

Hopewell, New Jersey

Eva Ries sagt: «Nichts ist fix in meinem Leben.» Die ausgebildete Fotografin aus Mannheim kam Anfang der neunziger Jahre nach Los Angeles, wo sie im Musikbusiness Fuss fassen wollte. Sie begann als Praktikantin bei Polygram und in der Radio-promotion bei RCA/BMG. Dies ebnete ihr den Weg zu einem Job als Product Manager bei Geffen Records in Hamburg.

Sie folgte dann aber, mit 28, dem Ruf nach New York, wo sie den Wu-Tang Clan betreuen sollte. Der «Clan» ist eine berühmte Rap-Formation, bestehend aus neun Mitgliedern: RZA, GZA, Method Man, Ghostface Killah, Inspectah Deck, U-God, Raekwon und Masta Killa; Clan-Mitglied Ol' Dirty Bastard starb 2004. Seit 2007 gehört Cappadonna dazu. Die Rapper haben unterdessen Millionen von Alben verkauft. Ihr «Enter the Wu-Tang (36 Chambers)» (1993) ist ein Meilenstein der Hip-Hop-Geschichte.

Eva Ries, 63, ist verheiratet und hat eine Tochter. Noch während ihrer Karriere im Unterhaltungsgeschäft studierte sie in den USA mit fünfzig Psychologie und war danach als Dozentin tätig. «Ich hatte irgendwann das Gefühl, ich verdumme in der Musikbranche», sagt sie und lacht.

Dennoch hat sie ein neues musikalisches Eisen im Feuer: Sie baut die deutsche Boygroup Elevator Boys auf, denen sie eine globale Karriere voraussagt. Ries wohnt in der Nähe von Mannheim, verbringt die Hälfte des Jahres aber in den USA. Wir treffen sie zum Interview im verträumten Dörfchen Hopewell in New Jersey, etwa eine Stunde von Manhattan entfernt.

Weltwoche: Frau Ries, was gab den Ausschlag, als weisse Frau in einer von schwarzen Männern dominierten Welt zu arbeiten?

Eva Ries: Das war reiner Zufall. Ich bin da reingeworfen worden.

Weltwoche: Aber irgend etwas musste Sie ja gereizt haben, dass Sie den Job annahmen.

Ries: Deutschland war mir zu klein, und ich wollte Karriere machen. Der Wu-Tang Clan wäre jetzt nicht unbedingt meine erste Wahl gewesen, aber dann haben wir uns angefreundet, der Anfang war allerdings nicht so einfach, weil ich erst mal ihr Vertrauen gewinnen musste.

Weltwoche: Sie suchten auch das Abenteuer?

Ries: Ja, ich mag keine Stagnation, ich bin sehr ambitioniert, jemand, der immer etwas Neues sucht, keine Angst hat.

Weltwoche: Die Gangsta-Rap-Welt ist geprägt von Gewalt und Kriminalität, sie hat etwas sehr Pessimistisches. Wie hält man das aus?

Ries: Ich bin Optimistin, insofern habe ich das nicht so empfunden. Der Wu-Tang Clan war einfach wie eine dysfunktionale Familie, die ich jeden Tag zu managen hatte. Das Leben ist kein Wunschkonzert. Ich bin gut darin, Worst-Case-Szenarien zu antizipieren.

Weltwoche: Die Negativität hat Sie nicht gestört? Oder hat man eine falsche Vorstellung von der Szene, gibt's da auch Lebensfreude?

Ries: Auf jeden Fall! Man darf sich auch nicht zu sehr von den Texten beeinflussen lassen. Die Jungs erzählen einfach davon, woher sie kommen – aus ärmsten und brutalen Verhältnissen. Die Umgebung ist gewalttätig, es gibt überall Drogenkriminalität. Die Wu-Tang-Mitglieder waren ja auch Drogendealer und sehr jung schon im Knast. Darüber berichten sie. Das ist ihre Realität – sie sehen sich als «Street Narrators». Ich empfand die Jungs nicht als pessimistisch, sondern als lebensfroh und witzig.

Sie wollten einfach die grosse weite Welt an ihrer Geschichte teilhaben lassen.

Weltwoche: Was genau war Ihre Aufgabe?

Ries: Es war so, dass der Clan eigentlich gar kein Management hatte, zumindest nicht eines, das von der Musikindustrie ernstgenommen wurde. Da war niemand, der für Termine mit den Medien oder Tourneen zuständig war. Ich habe also die professionelle Organisation des Clans in die Hände genommen. Offiziell war mein Titel International Marketing Manager. Mit einzelnen Mitgliedern habe ich bis vor kurzem zusammengearbeitet, und wir sind alle noch in Kontakt.

Weltwoche: Rap widerspiegelt das, was heute von vielen «toxische Männlichkeit» genannt wird. Sie waren jahrzehntelang mittendrin und haben in die Seelen dieser Männer gesehen. Was ist Ihr Befund?

Ries: Na ja, toxische Männlichkeit ... Sie sind auf ihre Art schon sehr sexistisch, chauvinistisch, aber andererseits auch unglaublich unterhaltsam und humorvoll. Manchmal habe ich Tränen gelacht! Ich habe einen guten Sinn für Humor, mir tut so was nicht weh, denn ich weiß, dass die Jungs es nicht



«Sie beschützten mich»: Psychologin Ries.



«Wie eine dysfunktionale Familie»: Wu-Tang Clan aus New York.

böse meinen. Sie sind auf ihre Art irgendwie konservativ-bigott, überhaupt nicht woke ...

Weltwoche: ... die unwokste Truppe, die man sich vorstellen kann ...

Ries: (Lacht) Tatsächlich die unwokste Truppe. Ich bin eigentlich auf meine Art schon feministisch, habe den Jungs ihre dummen Sprüche aber nicht übelgenommen. Es kann schon sein, dass sich andere Frauen an ihrem Verhalten oder ihren Texten stören. Die Jungs waren auch übergriffig, nicht im Sinn von sexueller Belästigung, sondern verbal. Aber das war halt einfach ihre spezielle Art von Humor, und so muss man dann auch einfach zurück-schlagen. Ich habe mich überhaupt nicht belästigt gefühlt.

Weltwoche: Sie sahen es einfach als die Welt des Wu-Tang Clans an?

Ries: Ja. Einmal sagte U-God zu mir: «Willst du eigentlich dein Leben lang eine selbstsüchtige Karrierefrau sein? Höchste Zeit, schwanger zu werden!» Ich habe zwar gelacht, ihm aber auch klargemacht, dass ihn mein Privatleben nichts angehe: «Die Familienplanung mache ich schon selbst. Aber danke für den guten Rat.» Seine Dreistigkeit hat mich genervt, andererseits hatte er ja recht, als er sagte, dass meine biologische Uhr ticke. Möglicherweise brauchte ich diesen Anstoss sogar. Kurz darauf ging ich nämlich zu meinem Mann und

sagte: «Ich muss schwanger werden. U-God hat mich inspiriert.» Heute empfände man eine solche Bemerkung zu einer jungen Frau als unangebracht.

Weltwoche: Ist man heute zu empfindlich?

Ries: Viele sind heute überempfindlich, sowohl Frauen als auch Männer. Ich bin bekannt für mein freches Maul, ich bin bekannt dafür,

«U-God fragte mich: <Willst du eigentlich dein Leben lang eine selbstsüchtige Karrierefrau sein?»

dass ich nicht politisch korrekt bin, und ich schätze es, wenn es andere auch nicht sind. Ich möchte nicht in einer Bubble leben, wo man sich selbstzensiert und die Realität nicht mehr vor-kommt. Der Clan ist dafür bekannt, dass er echt ist, ohne Filter, «real» und direkt, ich schätze Ehrlichkeit und Loyalität. Ich konnte den Jungs ja auch Dinge an den Kopf schmeissen und musste sie nicht in Watte packen.

Weltwoche: Ehrlichkeit in Ehren, aber es kann in der Rap-Welt auch wirklich gefährlich werden. Oder ist das einfach Pose?

Ries: Man darf das nicht vermischen. Das Umfeld des Clans ist natürlich schon gefährlich, auch der Umgang mit anderen Leuten, da können auch mal die Fäuste und die Kugeln fliegen.

Was die Pose angeht: Bei vielen Rappern gibt's das, aber beim Wu-Tang Clan ist es definitiv keine Pose. Die Jungs sind tatsächlich so: Da wird kein Gangster-Image kreiert, das es nicht gibt.

Weltwoche: Sie schreiben im Buch, dass Sie nie wirklich Angst hatten. Weshalb nicht?

Ries: Ich hatte keine Angst, weil ich dachte: Solange die Jungs dabei sind, kann mir nichts passieren. Sie beschützen mich. Ich betrachtete sie als meine Bodyguards.

Weltwoche: Und Ihr Mann machte sich nie Sorgen um Sie?

Ries: Ich glaube, er dachte auch, dass mir nichts geschieht, wenn die Jungs dabei sind.

Weltwoche: Wie haben Sie Rassismus erlebt?

Ries: Ein Beispiel: Bei einem Dreh in Staten Island, als irgendwo Schüsse fielen, kreuzte die Polizei auf. Ich war sofort erleichtert. Ganz anders die Jungs vom Wu-Tang Clan: Obwohl sie nichts mit der Schiesserei zu tun hatten, fühlten sie sich von der Polizei bedroht. Raekwon sagte: «Jetzt kommen die Bullen wieder, jetzt beginnen die Schikanen.» Sie wussten, dass die Polizei sie sich vorknöpfen würde, blass weil sie schwarz waren. Das sind die beiden völlig anderen Sichtweisen auf die Polizei.

Weltwoche: Viele sehen in den USA einen sogenannten systemischen Rassismus, bei dem Schwarze grundsätzlich benachteiligt werden. Stimmt das?

>>>

Ries: Diesen institutionellen Rassismus gibt es schon, nicht nur bei der Polizei, sondern auch bei anderen Institutionen, in den Schulen, Behörden, in den Gerichten, der Justiz.

Weltwoche: Gegen das Systemische spricht allerdings, dass die Amerikaner mit Barack Obama einen schwarzen Präsidenten wählten.

Ries: Ganz ehrlich: Obama wurde von Schwarzen wie dem Wu-Tang Clan nicht als «ihr» Präsident gesehen. Man betrachtete ihn als jemanden, der sich an die Weissen verkauft hatte. Er gehörte zur Elite, fand wenig Akzeptanz bei den Ärmeren oder Unterprivilegierten. Obama hatte keine *street credibility*. Seine Frau auch nicht, weil beide aus privilegierten Ver-

«Obama wurde von Schwarzen wie dem Wu-Tang Clan nicht als *<ihr> Präsident gesehen.*»

hältnissen stammten, Ivy-League-Absolventen waren und völlig im Netzwerk der Weissen lebten. Als Hillary Clinton in den Primaries 2008 gegen Obama antrat, unterstützte RZA Clinton. Ich hatte das Gefühl, dass vor allem die progressiven Weissen Obama wählten.

Weltwoche: Als Sie ins Musikgeschäft einstiegen, arbeiteten Sie zuerst mit Rockmusikern. Sie haben Nirvana und den 1994 verstorbenen Kurt Cobain kennengelernt. Was war er für ein Typ?

Ries: Die waren alle schwer unter Drogen, als ich sie traf. Ein nüchterner Kurt Cobain ist mir nie begegnet, aber er wirkte müde, schlapp und traurig.

Weltwoche: Hatte er die Aura des grossen Rockstars?

Ries: Das Charisma spürte man schon, allerdings auf eine depressive Art. Mich hat es im Nachhinein nicht verwundert, dass er sich umgebracht hat. Man spürte zwar schon, dass mit der Band Nirvana etwas Grosses kommt, aber sie wirkten überhaupt nicht glücklich – eher resigniert.

Weltwoche: Wenn Sie den Charisma-Faktor von Nirvana mit dem Wu-Tang Clan vergleichen: Wer gewinnt?

Ries: 100 Prozent der Wu-Tang Clan.

Weltwoche: Weshalb?

Ries: Die Lebensfreude beim Wu-Tang Clan war viel grösser. Als ich Nirvana kennenlernte, waren das drei verschlafene, abgezockte Jungs auf Drogen, denen nichts Freude machte. Die hatten vielleicht früher mal Spass in Seattle im Proberaum. Als «Nevermind» bei Geffen Records erschien, war alles zu schnell zu gross geworden. Sie konnten mit dem Ruhm und dem Stardasein nicht umgehen. Sie mussten den immensen Druck irgendwie betäuben. Nirvana waren stets unter dem Vergrösserungsglas der Öffentlichkeit – noch vor Social Media!

Weltwoche: Als der Wu-Tang Clan erfolgreich wurde, mussten Sie immer schauen, dass es nicht

überbordete. Kamen Sie sich manchmal vor wie eine Erzieherin?

Ries: Ja, natürlich. Und auch wie eine Psychologin. Raekwon hat mich mal mit der Therapeutin von Tony Soprano [aus der Fernsehserie «The Sopranos», d. Red.] verglichen. Diese wusste immer, was er als Mafiaboss plante, durfte aber nicht darüber reden und musste ihm gleichzeitig auch die Ängste nehmen. Auch der Wu-Tang Clan war ja irgendwo verwundbar. Was das Erziehen betrifft: Ich musste ihnen im Hotel zum Beispiel sagen: Die Kopfkissen werden nicht geklaut!

Weltwoche: Sie spielten die Aufpasserin?

Ries: Zwangsläufig, ich erinnere mich an eine Episode in Zürich 1995 mit Ol' Dirty Bastard. Er trat mit seiner Solo-Show in der Roten Fabrik auf. Das Publikum wollte immer mehr, und als ihm das Repertoire ausging, sang er Beatles-Songs: «Michelle», «A Hard Day's Night». Das konnte er einfach so aus dem Ärmel schütteln, und die Leute haben mitgegrölt. Das war ein legendäres Konzert. Wir übernachteten im Hotel «Crowne Plaza». Damals gab es noch keine Handys, und die Hoteltelefonrechnungen waren stets astronomisch. Die Hotelrechnung war weit über 10 000 Franken. Ol' Dirty Bastard wollte das nicht bezahlen und stattdessen einfach abhauen.

Weltwoche: Man hört immer wieder von den Rivalitäten zwischen East-Coast- und West-Coast-Rappern. Wie erlebten Sie das?

Ries: Der Wu-Tang Clan hielt sich da immer raus. Der war eigenständig, fast insular. Die Jungs kochten immer ihr eigenes Süppchen, und sie hatten ja schon genug Ärger im eigenen Lager. Mit Tupac, der erschossen wurde, oder mit Puffy hatten sie nichts zu tun.

Weltwoche: Puffy alias Diddy haben Sie aber kennengelernt?

Ries: Ich hatte einmal ein einstündiges Meeting mit ihm. Er wollte mich als Head of International bei seinem Label einstellen. Er war sehr nett, sehr bodenständig, der nette Junge von nebenan, überhaupt nicht gestylt oder so, bescheiden. Ich halte ihn für sehr intelligent, ich glaube, er hat eine so hohe Sozialkompetenz, dass er das kriegt, was er will. Ich fand ihn damals sehr sympathisch und charmant. Jetzt weiss man ja, dass er es nicht ist.

Weltwoche: Er wurde Anfang August wegen «Förderung der Prostitution» schuldig gesprochen. Es gab auch Klagen wegen sexueller Übergriffe, von denen er aber freigesprochen wurde. Was halten Sie grundsätzlich von der MeToo-Bewegung, ist diese gerechtfertigt?

Ries: Ja, ich finde schon, weil es in der Musikindustrie seit ewiger Zeit Missbrauch gab.

Weltwoche: In den Neunzigern, als Sie Ihre Karriere begonnen haben, ging es mit dem Hip-Hop steil bergauf. Er hat den Rock abgelöst ...

Ries: Genau, Hip-Hop ist heute das, was Rock früher war.

Weltwoche: Weshalb ist das so, weshalb ist die Rockmusik untergegangen?

Ries: Es ist eine Rebellion gegen die ältere Generation, gegen die Autoritäten, gegen das Establishment. Früher war das Rock – nach Nirvana kam da nichts mehr wirklich Neues oder Grosses. Heute ist es Hip-Hop, der hat sich – im Gegensatz zum Rock – qualitativ massiv entwickelt. Deshalb haben auch die weissen Kids Hip-Hop adaptiert, habe ich das Gefühl.

Weltwoche: Was ist das Wichtigste, um im Beruf erfolgreich zu sein?

Ries: Durchsetzungsvermögen. Nicht aufgeben. Durchhaltewillen. Sehr wichtig ist auch Empathie und die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzuversetzen. Die andere Perspektive einzunehmen. Und was viele unterschätzen: Es ist wichtig, im richtigen Moment am richtigen Ort zu sein. Doch man muss offen durch die Welt gehen, damit man die Möglichkeiten auch sieht, die sich einem präsentieren. Und man muss sie dann natürlich auch packen.

Film

Gespenster vom Vierseithof Wolfram Knorr

In die Sonne schauen (D 2025)

von Mascha Schilinski. Mit Hanna Hecht, Lea Drinda, Lena Urzendowsky, Susanne Wuest

Sind die Toten wirklich tot? In Literatur und Film geistern sie seit eh und je quer durch die Dramen-, Komödien-, Abenteuer- und natürlich die Horrorwelt. Am schönsten und voller Ironie schilderte das Geistertreiben Heinrich Heine in seiner «Harzreise» (1824). Träumend, nach dem zwölften Glockenschlag, «öffnete sich meine Tür, und langsam trat herein der verstorbene Doktor Saul Ascher [...] ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Gespenst anzusehen. Er sah aus wie sonst.»

Unheimlich miteinander verknüpft

Der Film «In die Sonne schauen» von Mascha Schilinski, der in Cannes mit dem Jurypreis ausgezeichnet wurde, ist der neue Kritikerliebling. Von Familiendrama, Aufarbeitung von Traumata, Meditation über den (weiblichen) Schmerz ist die Rede. Das stimmt alles, aber «In die Sonne schauen» ist vor allem ein kühnes Traktat über die Dominanz der Geister, ein ins Magisch-Realistische transformierter Geisterfilm, dessen äusserer Rahmen mit seinem fest umrissenen Handlungsort die Voraussetzung des Genres erfüllt. Bei Schilinski ist es ein sogenannter Vierseithof in der Altmark.

Vier Mädchen, vier Generationen, vier Epochen stehen im Zentrum: Alma in den 1910er Jahren, Erika in den Vierzigern, Angelika in den Achtzigern und schliesslich Nelly in der Gegenwart.

Nicht über die Jahreszahlen werden die Zeiten gegenwärtig, sondern über das Verhalten der Mädchen, jungen Frauen und Männer und über ihre familiären Beziehungen, immer bezogen auf Alma, Erika und Co. Die Wandlungen des Bauernhofs werden nicht chronologisch er-

«In die Sonne schauen» ist ein ins Magisch-Realistische transformierter Geisterfilm.

zählt, sondern assoziativ, mit Erinnerungen und generationenübergreifenden Traumata. Männliche Blicke, Begehrlichkeiten und Gewalt sind nie fern; auch Zwangssterilisationen sind in die Erinnerungen eingebettet.

Schilinski und ihre Co-Autorin Louise Peter wechseln in der Hofgeschichte oft kaum spürbar die Zeitebenen, identifizierbar nur an den Requisiten, Moden, Interieurs. Was «In die Sonne schauen» mit dem Gespensterfilm verbindet, sind die verschiedenen Leben der Frauen, die unheimlich miteinander verknüpft zu sein scheinen, als würden sie sich kennen. In solchen

Schloss heimgesucht wird, wirken die Frauen in jeweils andere Epochen hinüber. Es sind die intensiven Blicke (auch in die Kamera), die einen glauben machen, sie tauschten wortlos ihre sich gleichenden Probleme aus.

Hundert Jahre Leben auf dem Hof, von der bäuerlichen Grossfamilie mit ihrem streng gegebenen Alltag über die Trabi-Jahre der DDR bis zur lässigen Berliner Vintage-Familie, werden in gespensterhaften Szenen, Montagen, Überblendungen zum magischen Fortlauf von Geschichte. Man muss sich darauf einlassen, was nicht jedermanns Sache ist, und ob «In die Sonne schauen» trotz hymnischer Kritiken auf ein breites Interesse stösst (was man ihm wünscht), ist abzuwarten.

Zeitenwende

Zufällig startet zeitgleich auch ein warmes Publikumsbad: «Downton Abbey – The Grand Finale». Statt Geschichte nur Geschichtsvergessenheit, statt rohem, kaltem Vierseithof ein britisches, mollig-plüschiges Prachtschloss. Und dennoch gibt es eine Gemeinsamkeit: das Geisterhafte. Bei «In die Sonne schauen» glei-



Beunruhigend suggestive Kraft.

Momenten wird deutlich, dass Schilinski das Horror-Genre nicht fremd ist. Es gibt pittoreske Situationen mit der kleinen blonden Alma, die von einem historischen Foto mit einem Mädchen fasziniert ist und eine beunruhigend suggestive Kraft entfaltet. In einer anderen Szene schmiegt sich eine der jungen Frauen an ein Rehkitz, mitten im Kornfeld, während sich ein Mähdrescher ihr lebensgefährlich nähert.

Wie im Klassiker «The Innocents» (1961) von Jack Clayton, wo eine Gouvernante zwei Kinder betreuen muss und von ihrer Vorgängerin im

tet es als herbe Historie durch die Epochen, in «Downton Abbey» ist es Stillstand, eine Nostalgieshow, die eine Zeit zelebriert, die es nie gab. Zwar wird mit einer Zeitenwende gespielt, aber bloss kokettierend.

Möglich, dass diese Herren-Diener-Gespensiter die Zuschauer sirenenhafter bannen werden als Alma, Erika und Angelika. Vielleicht tröstet dann Theodor W. Adorno, Grossmeister der Vernunft, der Filme wie «Downton Abbey» auch zur «Metaphysik der dummen Kerle» gezählt hätte.

Jazz

Das Feuer jener Tage

Peter Rüedi

Irène Schweizer, Rüdiger Carl, Johnny Dyani, Han Bennink: Irène's Hot Four. Intakt CD 438

Im Grunde, sagte Irène Schweizer einmal, sei ja die grossartigste Seite der improvisierten Musik, dass sie im Moment, in dem sie entstehe, sterbe. «Frei improvisierte Musik und Tonaufzeichnung sind ein Widerspruch, ein Paradox. Ich bin eine, die Musik live hören geht, ich will Musik im Moment erleben, Leute, die frei spielen. Ich muss gar keine CDs haben. Das Gedächtnis, das ist ja auch lebendig und verändert die Dinge, und es wächst mit dir.»

Irène Schweizer ist vor einem Jahr gestorben, und zum Glück hat sie im Widerspruch zu ihrer scharfsinnigen Einsicht eine enorme Diskothek hinterlassen, erst beim deutschen Label FMP (Free Music Production), dann, ab den frühen achtziger Jahren, beim Zürcher Label Intakt, das ihr bis zu ihrem Tod Heim und Werkstatt blieb. Darunter, das war ihr Kompromiss, viele Live-Aufnahmen. «Ich bin keine Musikerin fürs Studio. Ich brauche die Atmosphäre live.»

Jetzt ist aus ihrem Nachlass die erste Aufzeichnung einer Reihe von unveröffentlichten Konzerten erschienen, welche die Freundinnen und Freunde der Pianistin und Intakt herauszugeben planen. Das glühend sprühende Quartett «Irène's Hot Four» aus dem heissen Jahr 1981 («Züri brännt» – Opernhauskrawalle und die Folgen) war eine Band für wenige intensive Momente des Glücks. Saxofonist Rüdiger Carl und Drummer Han Bennink kamen aus der «Macho-Fraktion» der deutschen Free-Jazz-Szene, der Bassist Johnny Dyani aus dem Umkreis von südafrikanischen Exilanten, deren Musik Irène früh prägte und deren ferne Reflexe in ruhigeren, atemholenden Momenten dieses vierteiligen, spontanen Hochdruck-Wirbels noch anklingen.

Vor Hochspannung wird gewarnt. Am Tag nach dem Zürcher Konzert hat Michael Naura die Band an den Berliner Jazztagen so präsentiert: «Meine Damen und Herren, wir verlassen jetzt das Land der sogenannten schönen Harmonien und des artig trottenden Rhythmus und ziehen andere Saiten auf.»

Dem war, dem ist so. Wenn auch im hoch geladenen Expressionsgewitter immer wieder Blitze bekanntes Gelände beleuchten. Namentlich Schweizers Vorstellung von Freiheit hat nichts mit Kaputtspiel-Free-Jazz zu schaffen. Bei aller Intensität fehlt dieser Musik überhaupt die Verbissenheit, sie scheut gelegentlich auch Jux und Tollerei nicht. Am Ende holt Irène gar zu einer veritablen Passage Stride-Piano à la Fats Waller aus.